

In der Schule der Schwester Marianne.

Im Garnisonsspital Nr. 2.

Nach dem lebendigen Artikel der Frau Sophie Jarzebecki über den Deutschunterricht der rekonvaleszenten Soldaten wird wohl auch folgende Schilderung der Verwundeten-Schule im Garnisonsspital Nr. 2 Interesse erregen.

Lange, grün gestrichene Bänke und Pulte — ein Katheder davor, und die große Tafel, auf die der Lehrer mit Kreide geschrieben hat: „Wo — wohin. Auf dem Felde — auf das Feld.“ Fühlt man sich nicht in die ersten frühen Tage der Schulzeit zurückversetzt? Aber es sind nicht kleine Abgeschühen, die auf den Bänken sitzen und mit den Anfangsgründen der Sprache bekanntgemacht werden sollen — Männer sind es, rekonvaleszente Soldaten, von denen mancher noch den Kopf verbunden, den Arm geschient hat. Sie wollen hier der Gangweise der Krankenfälle entgegen, die sich so quälend und erschaffend auf Geist und Körper legt, und wollen zugleich hier etwas lernen, das ihnen zum späteren Fortkommen nützlich und wertvoll werden kann. Und ganz erstaunlich ist es, zu sehen, welche Riesenschritte all die Kroaten, Rumänen und Polen, auch Ungarn und Italiener hier gemacht, die meist kein einziges deutsches Wort verstanden hatten und heute schon in den Stunden lebhaft plaudern können, Rede und Antwort in klaren, zusammenhängenden Sätzen stehen und zu Vorbildern und Lehrmeistern für die Neulinge werden.

Der Taubstummenlehrer Franz Heyl, der bis vor kurzem den Unterricht leitete, hat es ganz trefflich verstanden, seine Schüler die ersten Schritte auf dem schweren Weg zur fremden Sprache zu führen. Von der ersten Stunde an, da er sich vor seine kleine Gemeinde hingestellt: „Ich bin der Lehrer, du bist der Schüler.“ Und weiter: „Das Glas steht auf dem Tische. Das Glas steht auf dem Stuhle. Jetzt steht das Glas auf dem Boden...“ Langsam entwirrt sich so das Chaos fremd klingender Silben und Lautzusammenstellungen, und durch Anschauung vermittelt, werden die Begriffe dem Verständnis klar. Auf dieser Basis wurde weiter gebaut, und auch der neue Lehrer fand schnell und sicher den rechten Ton. Kein System hilft da, keine alterprobierte Übung. Nur Lust und Liebe zur Sache und für die großen Schüler.

Aus der Anschauungswelt schöpft der Unterricht, weitergreifend auf die Ideenwelt der Schüler, Themen ausspinnend, die in ihrem Gedankenkreise eingeschlossen sind. Heute wird über die Familie gesprochen. An irgendeinem Ereignis, eine Bemerkung anknüpfend, in lebhafter Rede und Gegebrede, hat sich das Thema so entwickelt und ist rasch ins Persönliche geraten. „Was macht der Vater?“ hieß es. „Der Vater arbeitet.“ — „Was macht die Mutter?“ „Die Mutter kocht.“ Und weiter: „Wo arbeitet dein Vater?“ „Mein Vater arbeitet in der Fabrik.“ „Mein Vater arbeitet auf dem Felde.“ — „Wohin geht er da zur Arbeit?“ Und mit einemmal waren da die Schüler an das Geheimnis des Dativ und Akkusativ geraten, dem wir einst mit langen unverständlichen Regeln zu Leibe gehen mußten. Hier aber, in der lebendigen Praxis, geht es leicht — da weiß man gleich, daß es „auf dem Felde arbeiten“, aber „auf das Feld gehen“ heißt, und der Beispiele werden viele gefunden, die der Lehrer unter das „wo — wohin“ auf die Tafel schreiben kann. Wer aber dennoch der Meinung ist, daß die altgewohnte Schulmethode, die Methode der grammatikalischen Regeln und Lehrsätze, die bessere ist — der möge daran denken, daß wir so, wie die Soldaten hier auf den Schulbänken, im Grunde alle unsere Muttersprache gelernt haben, im allerersten Kindheitsgestammel. Das spricht für die Methode; so scheint sie mit einemmal nicht neu, sondern die älteste, meistbewährte zu sein.

Nun wird das Gesagte zusammengefaßt und zu Papier gebracht. Die verben Hände führen geschickt den Bleistift und manch einer beherrscht die spitze deutsche Schrift schon besser und gewandter als die gewohnten Lateinbuchstaben. In den Aufsatzheften sind die Fernfortschritte der Schüler festgelegt. Da gibt es einen ganzen prächtigen Reporterbericht über Jar Ferdinands Aufenthalt in Wien, und einer, der das Fachsimpeln auch in der Spitalsruhe nicht lassen kann, versucht sich als Kriegspropheet: „Ich glaube, daß wir im Frühling wieder große Siege erkämpfen werden; ich glaube, daß der Krieg dann im Juni zu Ende sein wird.“

Man wird nicht müde, Lehrer und Schülern zuzuhören und den Schreibenden in die Hefte zu sehen. Wer „Schwester Marianne“ will uns

weiter führen. Sie ist es, die ihre nimmermilde Sorgfalt der Einrichtung von Schule und Werkstatte gewidmet hat und ihre Pflegerlinge immer wieder auf sie hinweist. Diese schlank junge Frau mit dem energischen Gesichtchen und den wunderbar klugen dunklen Augen ist eine bekannte und geliebte Gestalt für die Verwundeten.

Der zweite Teil des hellen, großen Saales ist in die Werkstatt umgewandelt. Hier stehen Drehbänke und Arbeitstische. Überall sieht man das Arbeitsmaterial für die Fleißigen und halbfertige Arbeiten. Wunderhübsche Laubsägearbeiten — ein ganzes Reiterregiment, eine Menagerie, Zusammenlegspiele und bewegliche Spielzeugtiere — ein ganz entzückender Dackel darunter, mit krummen Beinen und langem spitzen Schwanz — wie aus den „Fliegenden“ herausgeschnitten. Aufmerksam sitzt ein Feldgrauer da und bemalt die dünnen Holzfiguren mit bunten Farben. Ein anderer neben ihm klebt den hübschen Karton, der eine Menagerie aufnehmen soll. Am Fenster hat sich ein besonderer Künstler etabliert; aus schmalen Holzleisten stellt er das reizendste Spielzeug her, ein großes, wunderstiches Bauernhaus mit rotem schindelgedecktem Dach und vollkommen eingerichtetem Zimmer und Küche. Eine große Lokomotive stammt von ihm, getreu kopiert bis auf den „eingebauten“ Dampfkessel, ein Sanitätswagen mit den übereinandergestellten Tragbahnen. „In so einem“, sagt er, „bin ich auch gefahren.“ Er trägt eine Beinprothese und tritt in kurzem eine Portierstelle an; aber er will auch dann in seinen Mußestunden die gelernte Kunstfertigkeit weiter betreiben. „Dann schied ich die Sachen her zum Verkaufen.“ Das „Verkaufen“, der flingende Lohn für ihre Tätigkeit, wirkt natürlich unendlich aneifernd. Freunde des Spitals erwerben die Säckelchen — die besten Sachen aber werden für eine Ausstellung, die das Rote Kreuz in Kürze veranstalten will, aufgehoben. Dann wird das Publikum zeigen, ob es den unendlichen Wert solcher Beschäftigung für unsere kranken Feldgrauen versteht und ihren Fleiß durch rege Ankäufe fördern will.

Außer Tischlerei, Holzschreineri, Taubstageri und Buchbinderei gibt es noch andre Handfertigkeitsturse in der Rekonvaleszentenwerkstätte des Garnisonsspitals Nr. 2. Im Malen wird Unterricht erteilt, zu dem sich ein paar ganz besonders begabte Schüler zusammengefunden haben, und Schwester Marianne will einen Kurs im Bastknüpfen und in Korbflechterei einführen. Ein Patient des Hauses, der von Beruf Telegrapheninstruktor ist, gibt Unterricht im Telegraphieren, zu dem insbesondere Fußballide herangezogen werden, denen das heutige Spiel ein wertvoller Fingerzeig für den künftigen Beruf werden kann. Stenographie wird gelehrt, und neben dem Deutschunterricht gibt es noch einen solchen in ungarischer Sprache.

Oberstabsarzt Dr. Johann Frisch, der frühere Kommandant des Spitals, und Oberstabsarzt Dozent Dr. Drafič, der nun die Leitung innehat, sind gern der Anregung des Roten Kreuzes nachgekommen und haben die Einrichtung und Ausgestaltung von Schule und Werkstätte, welche die erste derartige in Oesterreich gewesen ist, geleitet und gefördert. Der Erfolg ist ein sichtbarer und außerordentlich wohlthätiger gewesen. Auf den Genüßzustand der Patienten ist diese leichte, anregende Beschäftigung von größtem Einfluß, denn sie entzieht sie dem Grübeln und Simmen, das sich in der Krankheit stets so marternd einstellt, und hat darum indirekt ihre Genesung gefördert. Und manch ein Invalide hat neuen Lebensmut geschöpft, als er sah, daß der Weinstumpf ihn an Arbeit und Erwerb nicht mehr hindern wird, daß die linke Hand die Dienste der rechten übernehmen will. Das Rote Kreuz aber hat sich mit der Einrichtung der Rekonvaleszenten-Schulen von neuem als der liebevolle, verständnisvolle Freund unserer kranken und wunden Feldgrauen erwiesen.